eine Kommission in Bern mit einem vom eidgenössischen Handelsdepartement ausgearbeiteten Gesetzentwurf befasst, sah aber nach längerem Studium ein, dass erst nähere Erkundigungen über die finanzielle Tragweite dieses Planes gesammelt werden müssten, und laut dem Geschäftsbericht des Bundesrathes über das Jahr 1885, dem wir das entnehmen, ist dies Studium noch nicht geschlossen. Es ist sehr zu wünschen, dass es möglich werde, eine Kombination zu finden, die für die Patrone annehmbar ist, da man sich bei der schwierigen Lage der Industrie hier in angemessenen Grenzen halten muss, was die Arbeiter nicht ausser Acht lassen sollten.

Die Hauptschwierigkeit ist hier natürlich die Frage: Wer bezahlt die Versicherungskosten? Sollen sie durch die gewöhnlichen Steuern gedeckt werden, so müssen die Nichtversicherten am meisten zahlen. Es wäre daher ganz am Platze, wenn einerseits Alle versichert würden, anderseits aber auch Alle daran zahlen müssten. Dies könnte leicht dadurch geschehen, dass man einen Theil der auf den Alkohol und Tabak zu verlegenden Steuern zur Bestreitung einer allgemeinen Versicherung verwenden würde. Bei dieser Kombination müssten die Unvorsichtigsten am meisten zahlen, was jedenfalls billiger wäre als das Gegentheil.

Was den Arbeitspreis betrifft, so hat das Gedeihen einer Industrie die Wirkung, dass die Löhne steigen; sowie aber dies Steigen übermässig wird, so fällt das Gedeihen wieder. Diese Erscheinung hat sich deutlich gezeigt in Frankreich und Deutschland. Das Blühen der französischen Industrie steigerte den Lohn der Handarbeit so lange, bis der hohe Lohn die Konkurrenz mit dem Ausland unmöglich machte. Deutschland, wo die Löhne niedrig standen, beeilte sich, die Hinterlassenschaft mancher französischen Industrien an sich zu ziehen, aber bald wiederholte sich hier die gleiche Erscheinung wie in Frankreich. Mit dem kommerziellen Gedeihen nahmen die Bedürfnisse des Lebens zu, die Existenz des Arbeiters wurde theurer, die Löhne mussten steigen. Zur Stunde strebt man danach, das Gleichgewicht wieder herzustellen, und es fangen bei den Industriezentren Seufzer nach Abhilfe an, sich hören zu lassen. Gewisse Pariser Industrien glauben ihr Heil in einer Auswanderung nach der Provinz zu finden, wo die Löhne weniger hoch sind.

Bei der Uhrmacherarbeit sind die Löhne bedeutend gefallen. Vor 10 Jahren verdienten in Besançon die Arbeiter 5—6 Frank täglich; heutzutage müssen sie sich mit 2—2½ Frank begnügen. 1874 zahlte man für das Schlagwerk einer Repetiruhr bis auf Fr. 80, während man es jetzt im Jouxthal gern für Fr. 60 erhält.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kapitel über das Gold.

Gold ist das Symbol des Reichthums und der Macht zu allen Zeiten und in allen Ländern. — Seine Verwendung im Handel und seine noch grössere Anwendung in den Künsten. — Wie die Alten es verehrten. — Einige berühmte Goldschmuckgegenstände. — Amerika, das grösste Goldland der Welt.

Das Gold, das werthvollste unter den Metallen, ist von jeher das Symbol des Reichthums und das äussere Attribut weltlicher Macht und Würde gewesen. Man verehrt es unter jedem Himmelsstrich, kein Tempel ist ohne Gold; es wird von allen Klassen und jedem einzelnen Menschen hochgehalten und übertrifft so alle Idole, die Verehrung oder Furcht einflössen. Das Gold wurde zuerst seiner Farbe wegen geliebt, und sein Name stammt von Worten her, die soviel wie „Tageslicht" bedeuten. Nächst dem Eisen ist es das verbreitetste Metall, denn man findet es in Sibirien, im Ural, in Spanien, in Portugal, in Piemont, in Ungarn, in Transsylvanien, in Australien, Asien, Neu-Granada, Brasilien, Britisch-Kolumbien, Alaska, Neu-Mexiko, Idahr, Montana, Kolorado und Kalifornien. Weil es immer dieselbe Farbe, dieselbe Textur und Qualität behält und so unveränderlich in seinen Eigenschaften ist, dass man sagt, „treu wie Gold", wandte man es frühzeitig im Handel als ein Aequivalent für Werthe an. Es ist ein grosser Hebel bei dem Werke der Zivilisation gewesen, indem es die Nationen einander näher brachte und ihnen Gelegenheit gab, von einander Tugenden und die verfeinerten Einflüsse der Künste kennen zu lernen, freilich damit auch die Laster, die sich so oft mit vermehrtem Reichthum und Luxus in der Gesellschaft einschleichen. Die Venezianer waren in Mitteleuropa die ersten, welche das Gold münzten, und da es bei den Italienern, die Gold verliehen, Brauch war, das zu verleihende Geld auf einer „banco", d. h. einer Bank, auszulegen, so wurde „Bank" in der Folge der Name für jede Anstalt, die sich mit dem Geldwechsel und anderen Geldgeschäften befasste.

In England war Heinrich III. der erste Herrscher, der in seinem Reiche eine goldene Münze einführte; er befahl 1250, dass man in der Münze einen Goldpenny prägen solle. — Das Gold ist viel auf Wanderungen begriffen. Es geht unaufhörlich von Hand zu Hand, von Land zu Land, und der daraus entstehende Verlust zusammen mit dem durch Zufall, wie Schiffbruch und Feuer herbeigeführten, beträgt nach Berechnungen der Bank von England jährlich 3 Prozent, so dass wenigstens 3 Millionen Pfund jedes Jahr nöthig sind, um das Defizit auszugleichen. Ein grosser Theil des in der Welt produzirten Goldes hat jedoch eine sehr ereignisslose Geschichte. Es liegt in Bankgewölben Jahr für Jahr als ein stilles Zeugniss der Zahlungsfähigkeit gegenüber den in Zirkulation gegebenen Noten. Der Goldfonds der Bank von England beträgt zwischen ein und drei Millionen Pfund Sterling. Die Barren liegen Reihe für Reihe auf kleinen flachen Unterlagen, auf deren jeder sich hundert Barren befinden. In einem Glasschrank desselben Gewölbes, in dem man den Goldfonds verwahrt, ist auch ein Theil der Kriegsentschädigung zu sehen, die der König von Aschanti zahlen musste. Sie besteht aus eigenthümlichen Goldschmucksachen, wie sie von den ungebildeten Goldschmieden jener Nation hergestellt worden sind.

Mit der Prägung des Goldes ging wohl auch sofort die Falschmünzerei Hand in Hand, denn die ältesten Gesetze bestrafen dieses Vergehen mit strengen Strafen. Die Bank von England wendet, um die falschen Münzen zu entdecken, eine eigene Maschine an, die ein Wunderwerk mechanischen Scharfsinnes ist. Es werden drei- bis vierhundert Sovereigns zusammen in eine lange Messingfassung, welche die Form einer halboffenen Röhre hat, gebracht. Diese Röhre stellt sich von selbst unter einem solchen Winkel ein, dass die Münzen allmählich durch ihr eigenes Gewicht auf die Schale einer kleinen dicht daneben befindlichen Wage niedergleiten. Quer über die Platte reichen zwei Bolzen, die verschiebbar sind, einer rechts, einer links, aber die sich an verschieden langen Hebeln befinden. Wenn die Münze vollwichtig ist, so bleibt die Wage im Gleichgewicht, und der Bolzen zur rechten Hand schiebt die Münze in das Gefäss für die vollwichtigen Münzen. Wenn aber die Münze um ein wenig zu leicht ist, so steigt die Wagschale natürlicherweise mit ihr in die Höhe, der Bolzen zur rechten Hand verschiebt sich nun zwar ebenso wie vorhin, aber er gelangt jetzt unter die Wagschale; nun aber kommt der linksseitige Bolzen, der an einem etwas höheren Hebel befestigt ist und schiebt die Münze in einen Behälter auf der entgegengesetzten Seite. Aus diesem gelangen sie in eine andere Maschine, die sie mit einer Schnelligkeit von 200 Stück pro Minute zerschneidet. Die sechzehn Wägemaschinen, die sich da befinden, werden vollständig durch eine kleine Heissluftmaschine getrieben; nur die Füllung der Messingröhre mit Münzen wird durch die Hand bewerkstelligt. Es wird angegeben, dass man so gegen 6000 Sovereigns in einem Tage wägen kann. Die Maschine ist eine Erfindung des Herrn Cotton, eines früheren Bankdirektors, und sie wird von wissenschaftlich gebildeten Leuten als eins der überraschendsten Meisterstücke mechanischer Erfindung angesehen.

In künstlerischer Hinsicht wird das Gold in der Schmuckwaarenbranche, wie in allen Zweigen dekorativer Kunst verwendet. Ein alter Schriftsteller spricht von ihm als dem „sich ausdehnenden und öligen Metalle", und es ist allerdings diese ausserordentliche Dehnbarkeit und Hämmerbarkeit, die es für Schmuckzwecke so werthvoll macht. Eine Unze Gold lässt sich in 750 Blätter aushämmern, von denen jedes 3 Zoll im Quadrat gross ist; oder man spinnt das Gold zu dünnen Fäden aus, die man in die Kleider webt. Diese Goldfäden mit Seide verwebt, machten die wundervollen Teppiche von Venedig und Florenz, und den Reichthum ihrer Kaufleute aus. Auf spanischen Webstühlen verwob man das Gold in das Tuch zu den kostbaren

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id318544717-18870100/350